Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 48 (1958)

Artikel: Vom Volksglauben der Frutigtaler

Autor: Rubi, Chr.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004500

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Volksglauben der Frutigtaler

Von *Chr. Rubi*, Bern

Im kalten Januar 1945 leitete ich im Ried bei Frutigen einen Ornamentkurs, bewohnte mit Frau und Kind ein altes Häuschen, das man zur Not möbliert hatte und kam durch meine Arbeit bald einmal in ein vertrautes Verhältnis zu den Bewohnern der Gegend, welche man im Frutigland die Spissen nennt. Die Spissen sind jenes Steilgelände, das an der Niesenkette, zwischen Frutigen und Adelboden, zum tiefeingeschnittenen Engstligenbache niederfällt. Schluchtartig eingefurchte schwarze Schiefergraben unterteilen als schier unüberwindliche Verkehrshindernisse diese Flanke in schmale Streifen, eben die Spissen, wo sich im Laufe der Jahrhunderte ein weitmaschiges Netz von Bergbauernsiedlungen ausgebreitet hat. Steile Kratzweglein führen zu den Häusern, schlüpfrig an feuchten Tagen, glatteisig zur kalten Jahreszeit, tiefverschneit und unauffindbar im Winter. Die Bauern treiben Alpwirtschaft, gehen im Winter in die primitiv eingerichteten Schieferbrüche und sind auf ihren Zwergbetrieben zufriedener als mancher Bauer auf seinem schönen Hof im Unterland. Sie führen ein Leben, wie es andernorts schon vor vielen Jahrzehnten, ja vor einem Jahrhundert kaum mehr zu finden war: in den einfachsten, von den Gestirnen bedingten Bahnen sich bewegend, aber randgefüllt von Kampf mit den Naturgewalten, von Entsagungen, von Sonnenglanz und Winterstürmen, von werdendem Lenz und sterbender Natur. Ihre klangvolle Sprache ist behutsam, wagt keine schroffen Formulierungen und Ausdrücke; Wünsche werden lieber angedeutet als ausgesprochen, und die Liebe zum kargen Heimatboden ist unbegrenzt. Sie wurzelt tief in der Vergangenheit des Tales und der Geschlechter.

Als sich damals nach einiger Zeit der vertraute Verkehr zwischen mir und einigen Familien gefestigt hatte, verging wohl kein Abend, dass nicht der eine oder andere zu einer Plauderstunde sich einfand. Das uns zugeteilte Petroleum ging zur Neige; so mussten wir zur Kerze greifen, und in ihrem flackernden Schein sassen die Männer und erzählten von Menschen und Zuständen der dahingegangenen Zeiten.

Eines Abends waren der 1866 geborene Hs. Tr. und der etwa 40jährige A. R., in weissem Vollbarte der eine, in rotbrauner gleicher Haarzierde der andere, zu Gaste. Als sie gingen, zeigte die Uhr Mitternacht an; was sie während diesen vier Stunden erzählten, soll nun anhand meiner eilig geführten Notizen hier geboten werden.

«Früher hat man an Ried fast kein Brot gegessen. Ein alter Mann erzählte mir vor Jahren, im Sommer, we der Tag heig angstosse, heig ma em Bitz trochena Chees u Späck uf d'Looba usi taa, de heig me das ggässe u de siig me ga mäje. Speter siig den epper mit gsottner Suppe choe ...»

(Hs. Tr.) – «Ds Peetis Fritz het sich nog bsinnt, as si daheime hei Chore pflanzet.» Da hat man in einer «Hootchüssizieche Choren i d'Mühli bracht». In der Woche wurde in ihrer elfköpfigen Familie nur ein Pfund Brot gebraucht, den grössten Teil assen Vater und Mutter. (A. R.) – «Züsserischt a Ried ischt denn es Öfi gsii u druf es Spiherli.» Dort hat man Brot gebacken. «Oppe zwöi Wiiberölhleni, wo öppis dervo verstande hei. Das sunnig Port nid wyt dervo heisst jetz no ds Bachöfiweidli.» – Zu meiner Kinderzeit hat man in den Häusern «zum z'Abe» auf dem Tisch «zwei Holzbächerli ghaa, in eim Zimetpulver und im andere Salz». Dann hat man «die gsotten Härdöpfla i ds Salz und i ds Zimetpulver gsteckt. Speter het ma den es Brösi Chäes derzue gno.» (Hs. Tr.) – Im 1847gi war ein böses Hungerjahr, hat mein Vater oft erzählt. «Da siige über Ried uus im Ustagen e keiner Süwbluemen gsii; me heig d'Wijefäderi allu usgstochen und im Wasser g'chochet.» (A. R.) – Auch das Salz war früher rar. Dem Gvicht hat man im Sommer «fascht nüt z'Läcke ggää. Da heig och es Maal a Entschligen (Alp) e Häärd Schaf e Hirt gfrässe», als er Salz reichen wollte. Die Tiere bedrängten ihn so, dass der Gelecksack zerriss, das Salz sich über ihn ergoss und die Schafe in ihrer Sucht ihn schliesslich auffrassen. – «Denn hed mu äbe viel meh Schaf gha» als heute. Im Winter hat man in den Häusern «Chemmabe» abgehalten Die Nachbarsleute kamen auf Besuch und man hat dann «d'Wolla zerzeisnet. Den hed mu Nidla bleijt u e chlei g'chüechlet. Da het mu eso Teig im heisse Schmutz bräätelet.» – «Bieschtturta» (aus Milch von frischgekalbten Kühen) hat man früher auch gemacht; man sagte ihr auch «Pfanneturta». (Hs. Tr.) – Wenn jemand starb, legte man ihm, wie Vater sagte, «ds Bättbuech oder d'Bibli under ds Hoot». (A. R.) – Ja, und gelegentlich auch auf die Brust. «Früejer, we eis ischt verschide, het mu ds Ziit gstellt u ds Flügeli uftaa.» Zur Leichenbitterin bestimmte man «nätt grad es naach Verwandts». – «Wa ds Haasi, der Muetter Brueder ischt gstorbe – sägs- ol siebenusibezg –», trugen der Onkel und die nächsten Verwandten bei der Beerdigung «og es schwarzes Chleid, e Mantel». – Sie haben ihn erst «ussna» im Pfrundhaus Frutigen angezogen. Dieser Mantel reichte bis Mitte der Oberschenkel. – «Tratt, ds Kobi Steiner» und andere gingen an einem Sonntag vor der Predigt jeweils «z'Frutige in es Spiiherli. Dert hei si i me Glaass d'Chleider gwächslet.» Vater hatte «og es Anteilti a me Spiiherli». Die zwei Speicherlein standen am Gässli, «es bitzli bim Underwiisigslokal dürha. D'Chleider si schwarzi gsi. An em Dunschtig (Marktdonnerstag) hei si si de putzt.» Die Frauen gingen des grossen Haushalts wegen nicht oft zur Predigt. Die Buben zogen ihre Sonntagskleider zu Hause an. (Hs. Tr.) – Im Hause, wo jetzt Zurbrüggs wohnen, lebte früher «ds Ryter Lisi, es alts lidigs, fromms Wiibervölchli». Einmal war jemand bei ihm zu Besuch. Da hörten sie auf der Laube ein Lärmen. Lisi wusste Bescheid: «Där u där müess e Büntel Chüehüüt abgheie. Är

heig by Liib u Läbe frömde Lüte Tierleni töt. Uf ds Lisis Loube heig er due es Schutzi dä schwär Püntel chönne abgheie. Sölig trätte en armi Ewigkeit aa.» (A. R.) – Da war auch einmal ein riesenstarker Rieder. Niemand wurde seiner Meister und er führte ein ungutes Leben. Aber jetzt, nach dem Tode, wusste Lisi zu berichten, sei er «uf der underste Höllplatte mid ner siebefache Chötti aabunde». (Hs. Tr.) – «Ds Lisi hett äbe mit de Seelige vercheert.» Einmal sah es einen Engel auf einem weissen Ross. Es fragte ihn, was er vorhabe. Dieser gab zur Antwort, er wolle «uf Scharnachtal ga der Peter Portenier reiche, där siig sälig gstorbe». (A. R.) – «Miis Grossatten Brueder het i Frankriich z'Chrieg dinget gha. Dert sig es Mändi gsii, där heig chönne chünschtle.» Wenn der Grossonkel «heig e Schutz gschosse, so heig das Mändi uf d'Bruscht griffen u d'Chrugle mit der Hand vüre gno». Er habe diese Kunst den Grossonkel auch lehren wollen, «aber där heig d'Seel nid wölle verliere». Hingegen habe er «glehrt wüsse, ob es Wiibervölchli tragi. Är het uf e Tag chönne säge, wenn eini es Chind überchömi. O bym Vee het ers chönne säge.» (Hs. Tr.)

Einmal gingen zwei Rieder auf die Jagd. Beim Aufstieg trafen sie einen dritten, von dem jeder dachte, der andere kenne ihn. Als sie auf dem Grat oben ein Rudel Gemsen weiden sahen, trennten sie sich und schlichen an die Tiere heran. Jeder der beiden Jäger schoss sechs Male, aber die Gemsen taten keinen Wank. Nur einmal flogen von einer alten Geiss ein paar Haare davon. Sie schaute kurz auf und frass wieder weiter. Als die zwei sich am Abend in der Alphütte trafen, fragten sie einander, wer der verschwundene dritte gewesen sei. Dann schauten sie sich an, jetzt begriffen sie, warum die Gemsen nicht fielen. (A. R.)

Früher mussten die Rieder den Herren in Bern zinsen. Gewöhnlich brachte ein starker, bewehrter Mann das Geld in die Stadt. Einmal musste dieser auf dem Heimwege in Münsingen übernachten. Da kam ein Mann zu ihm und sprach, «si wölle zsäme i ds oberischt Stübli ga sy. Wen är de mit em Wirt öppis heigi, so söll er sich de desse nüt achte.» Der Wirt stellte eine übermässig grosse Trinkrechnung. Der Mann schrie, das sei hingegen zuviel und schlug mit dem Kerzenstock auf den Tisch, «dass heig Stücki ggää». Nun musste er auch diesen bezahlen, behielt aber die Scherben für sich. Dann gingen die beiden «überueche i ds Stübli». Der Mann stellte «es Essli un öppis i me Gütterli» auf den Tisch und bis am Morgen machte er aus dem zerbrochenen Kerzenstock fünfundachtzig Dublonen. Davon gab er dem Rieder fünf Stücke. Dazu sprach er: Du kannst ausplaudern oder nicht, «es ischt gliich, mier gseh enand nüt meh». Der Rieder brachte die Dublonen dem Landvogt in Frutigen, der sagte, es sei gutes Geld. (Hs. Tr.)

(Schluss folgt)